



AUSGABE 1 · XVI. JAHRGANG · MAI 2013

Mitteilungen



INSTITUT FÜR PERSONENGESCHICHTE

Sehr geehrte Mitglieder, sehr geehrte Freunde des Förderkreises,

dieses erste Mitteilungsheft des Jahres 2013 möchte zeitnah einen Eindruck von den jüngst veranstalteten »Bensheimer Gesprächen« vermitteln, zu denen wir heuer schon zum vierten Mal einladen durften. Sie haben sich längst zu einem Forum entwickelt, das weit über den unmittelbaren Radius unseres Instituts und seiner Partner hinausstrahlt.

Das bezeugte uns neuerlich das große Interesse der Kolleginnen und Kollegen, in entspannter, beinahe familiärer Atmosphäre und inmitten des historischen Landschaftsgartens wie Bauensembles des »Fürstenlagers« miteinander zu diskutieren. Ein weiteres Mal geriet die Kapazität des spätbarocken »Küchenbaus« an seine Grenzen: außer den insgesamt 13 Vortragenden/Moderatoren hatten sich 43 Interessenten angemeldet, die dann allesamt in gespannter Aufmerksamkeit den Beiträgen folgten und wiederum zu lebhafter Diskussion beitrugen. Den dramaturgischen Schlußpunkt setzte im Vortragsprogramm der diesjährige Doyen unter den Rednern, Kollege Klaus Schwabe (Aachen), der über die frühen »Büdingen« als Vorläufer der jetzt »Bensheimer Gespräche« referierte und dabei gezielte Aktenforschung mit persönlicher Lebenserfahrung verbinden konnte: war er doch selbst zeitweilig Programmverantwortlicher der »Büdingen Gespräche« gewesen, die seit 1963 bis 2008 alljährlich eine „elitäre“ (Schwabe) Gruppe von Historikern im »Krummen Saal« des Schlosses der Fürsten Ysenburg zusammenführte. Die 50. Wiederkehr der Initialzündung gab insofern den Anlaß, die »Bensheimer Gespräche« 2012/13 unter das Thema zu stellen: „Die Neuformierung der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft nach 1945“.

Die gedanken- und erlebnisreichen Momente des 4. bis 6. April 2013 im »Fürstenlager« wie bei unserer Exkursion nach Rheinhessen (Schloß Herrnsheim/Worms) versucht der Beitrag von Christiane Buhl und Christian Hoffarth in Wort und Bild einzufangen. Er bildet zurecht das Schwergewicht in dieser umfänglicher geratener Ausgabe, in der gleichwohl wieder zwei Beiträge akute Einblicke auch in die internen Arbeiten unseres Instituts ermöglichen.

In der Hoffnung, daß Sie die Lektüre als informativ und anregend empfinden, grüßt Sie herzlich das Team Ihres

INSTITUTS FÜR PERSONENGESCHICHTE

Inhalt

Inhalt	Seite
Editorial	1
Wer war Giosafat Bandini? Überlegungen zu einem rätselhaften Exlibris (V. Huth)	2
Die Neuformierung der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft nach 1945 (Teil 2) — Vierte »Bensheimer Gespräche« (Chr. Buhl & Chr. Hoffarth)	5
Zwischen den Archivalien von Pfarrer Egon Langheinrich im IPG fanden sich Kriegs-Zeichnungen aus dem Jahr 1916 des Schülers Ernst Hopp in Windsbach (L. v. Lehsten)	17
Impressum	20

Veranstaltungen

Darmstadt (Schloß):

Ringvorlesung SS 2013: DAS JAHR 1913

[www.geschichte.tu-darmstadt.de/
fileadmin / geschichte / Mares /
1913_Flyer.pdf](http://www.geschichte.tu-darmstadt.de/fileadmin/geschichte/Mares/1913_Flyer.pdf)

Mannheim, Reiss-Engelhorn-Museen, 16. Febr.

– 28. Juli 2013, tgl. ab 11 Uhr, Ausstellung:

DIE MEDICI. MENSCHEN, MACHT UND LEIDENSCHAFT

www.medici2013.de

Frankfurt am Main, Jüdisches Museum, 25. April

– 6. Oktober 2013

Ausstellung: JUDEN. GELD. EINE VORSTELLUNG

www.juedischesmuseum.de

Erbach im Odenwald, 2. Juni 2013 – 2. März 2014:

Ausstellung. DIE KURFÜRSTLICHEN SCHENKEN VON ERBACH. EINE DYNASTIE IM DIENSTE DER WITTELSBACHER

www.schloss-erbach.de

Heidelberg, International School, Wieblingen

Weg 7, 27. – 29. September 2013

65. Deutscher Genealogentag

DIE WELT IN DEUTSCHLAND — DEUTSCHE IN DER WELT

[www.genealogy.net/
genealogentag / 2013 /](http://www.genealogy.net/genealogentag/2013/)

Aus der Erschließungsarbeit im Institut:

Wer war Giosafat Bandini? Überlegungen zu einem rätselhaften Exlibris

von Volkhard Huth

Die oberitalienische Stadt Vicenza, heute Hauptstadt der gleichnamigen Provinz innerhalb der Region Venetien, verdankt ihren weltweiten Ruhm vorwiegend den Bauten, die der große Architekt Andrea Palladio (1508-1580) in ihr geschaffen hat. Doch auch die Familie Loschi hat tiefe Spuren in der Stadtgeschichte gezogen: zuerst wohl mit dem schon hier geborenen und auch gestorbenen Humanisten Antonio Loschi (ca. 1368-1441), dessen Vater noch in Diensten der Stadtherrscher aus dem Geschlecht der Scaliger (Della Scala) gestanden hatte. Aus Antonios Ehe mit der Mailänder Adligen Elisabetta Brivio ging der kaum weniger bekannte Sohn Niccolò hervor (1415-1439), der, unter ungeklärten Umständen, noch vor seinem Vater starb. Schon zu seiner Zeit, in der Vicenza bereits zur Republik Venedig gehörte, besaß die Familie u. a. zwei Petrarca-Codices mit eigenhändigen Eintragungen des Dichters, heute in der Biblioteca Nazionale zu Neapel. Niccolò erwarb 1436 außerhalb der Stadtmauern auf dem Gebiet der heutigen Kommune Monteviale das Landgut Biron von dem Vicentiner Benediktinerkloster SS. Felice und Fortunato. Dort steht noch heute, geprägt vom nachmaligen Baustil des venezianischen Barock, die Familienvilla *Loschi Zileri Motterle*, zu deren Ausstattung im 17. Jahrhundert auch Graf Alfonso Loschi beigebracht hat. Seine genauen Lebensdaten sind schwer zu ermitteln, der »Dizionario biografico degli Italiani« kennt ihn nicht, und die kargen bio-bibliographischen Angaben zu seiner Person beschränken sich weltweit auf die Jahreszahlen 1652 und 1668: die Daten der beiden ersten Auflagen seines weit verbreiteten genealogischen Werkes »Compendi Historici«, das noch in Vicenza selbst erschien. Die IPG-Bibliothek besitzt dieses Werk, dank einer Zustimmung Baron Schrencks, in einer jüngeren, 1694 dann schon zu Bologna gedruckten Auflage. Sie bietet leider nicht mehr den Kupfertitel der Erstauflage, der auf die Entführung der Europa durch Zeus Bezug nahm: keine beliebige Illustration, sondern gleichsam der mythologisch-allegorische

Prolog zum genealogischen Stoff des Bandes. Denn die Szene bildete den göttlichen Ursprung einer Dynastie ab, während dann, im realhistorischen Bezugsrahmen des Buches, die großen Herrscherdynastien Europas abgehandelt wurden, beginnend — noch vor dem Kapitel zur *Casa d'Austria* — mit einer Herleitung des französischen Königtums, das Loschi mit den Merowingern einsetzen läßt.

Unserer IPG-Ausgabe fehlen auch die der Erstausgabe offenbar beigegebenen Falttafeln mit diversen Stemmata. Hingegen ist unsere Institutsausgabe von 1694 inhaltlich bis zum Berichtsjahr 1693 heraufgeführt worden, sichtlich nicht, wie auch aus der Vorrede des Druckers an den Leser hervorgeht, von Alfonso Loschi selbst, von dem Zedlers renommiertes »Grosses Universal-Lexicon« von 1738 immerhin zu berichten weiß, er habe in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts gelebt.

Unterhalb der Titulatur unseres Bandes schwebt ein posaunenblasender Putto, der in seiner linken Hand einen Lorbeerkranz mitführt (Abb. 1). Ansonsten ist das Erscheinungsbild wenig imposant, hat doch an unserem Exemplar der Zahn der Zeit nur allzu fühlbar genagt. Der Pergamenteinband ist durch Wurmfraß, der sich dann auch über einige Dutzend Seiten des Bandes fortsetzt, gehörig durchlöchert. Dafür weist dieses Exemplar eine Besonderheit auf, die mit



seinem ganz eigenen Schicksal zusammenhängt und vielerlei Assoziationen hervorruft. Sie stehen für die Einzigartigkeit unseres speziellen Bandes, und sie lenken den Blick auf eine toskanische Familie, die seit dem späten Mittelalter auch nördlich der Alpen ihre Kreise zog. Denn auf dem Vorsatzblatt ist mit brauner Tinte ein Exlibris aufgetragen worden (Abb. 2). Oberhalb des getuschten, jedoch nicht kolorierten Wappens ist in einer Banderole der Name *Bandini* zu lesen, und unterhalb der Wappendarstellung findet sich, in gleicher Tinte, der Namensintrag: *Giosafat Bandini*. Wer aber war Giosafat Bandini?

Angesichts des Wappens muß die Antwort lauten: jedenfalls ein Angehöriger der alteingesessenen, »guelfischen« Florentiner Familie der Bandini Baroncelli, wie sich dieser Zweig seit dem 14. Jahrhundert zeitweilig benannte. Das erinnerte noch an ihre Abkunft von der *rocca di Baroncello* nahe Bagno a Ripoli, von wo aus sie im hohen Mittelalter nach Florenz gekommen war. In der aufstrebenden Handels- und Bankenmetropole erlebte auch sie ihren wirtschaftlichen und sozialen Aufstieg, der bald auch in die Signoria führte und einigen Familienvertretern das höchste Ratsamt des *gonfaloniere* eintrug. Der sich später vom Herkunftsnamen ablösende Name Bandini indessen rührte vom *Bandino* her, einem Borgo im Süden von Florenz, wo man wiederum noch heute die *Villa del Bandino* bzw. *Casa di Fattoria* vorfindet, den um die Mitte des 14. Jahrhunderts errichteten Palazzo der bald kräftig emporblühenden Familie. Deren Handelsgeschäfte brachten sie in Beziehung zum Königreich Neapel, zum andern standen Mitglieder dieser früh den *degne case* zugerechneten Familie in Diensten der herausragenden Handelshäuser der Medici und der Pazzi. Einer dieser einflußreichen Handelsvertreter, Pierantonio Baroncelli, ist 1475 in der Pazzi-Filiale von Avignon nachweisbar, unterhandelte mit dem Herzog der Bretagne und ließ sich von der Herzogin von Burgund zu deren *Valet de Chambre* ernennen, wohl als Dank für die Kredite, die er ihr besorgte. Ähnlich dem Medici-Geschäftsträger Tommaso Portinari ließ er sich dann in Brügge, dem Zentrum des Tuchhandels, nieder und gehörte dort wie Portinari noch 1489 zu den Gläubigern König Maximilians I., und gleich Portinari muß er auch ein bedeutender Kunstförderer gewesen sein. So hat sich sein Porträt von der Hand eines anonym gebliebenen flämischen Meisters erhalten; ein Werk



hohen künstlerischen Ranges, das Aby Warburg im frühen 20. Jahrhundert als eine Referenz seiner klassischen Studie »Bildniskunst und florentinisches Bürgertum« dienen sollte. Auf dem Porträt des Pierantonio Bandini Baroncelli findet sich nun, ganz am oberen Bildrand in ein bleiverglast dargestelltes Fenster eingelassen, genau das gleiche Wappen wieder, das auch noch Giosafat Bandini seinem Exlibris in unserem Loschi-Band zugrunde legte: ein in den wechselnden Farben silber und rot quergestreifter Schild (»bandato d'argento e di rosso«). Auch wenn im IPG-Exlibris der Wappenschild nur in den Konturen gezeichnet, aber eben nicht ausgemalt wurde, entspricht er doch dem Bandini-Wappen, wie es z. B. auch in einem bislang unerforschten Wappenbuch toskanischer Bischöfe aus dem 17. Jahrhundert wiederkehrt (Abb. 3), das unser Institut 2010 antiquarisch erwarb und das den Lesern in einer der nächsten Ausgaben dieser »Mitteilungen« noch näher vorzustellen sein wird. Hier steht das Wappen auf pag. 29 einer Eintragung zu Kardinal Ottavio Bandini (1558-1629) voran. Dieser hatte nach einer längeren Studien-Kavalierstour durch einige der bedeutendsten europäischen Universitäten eine glänzende Kirchenlaufbahn eingeschlagen. Schon 1590 nominierte ihn das Sacro Collegio zum Präfekten des Konklave, und es sollte ausgerechnet Kardinal Alessandro de' Medici, einem Sproß des seit der Pazzi-Verschörung von 1478 mit den Bandini in Todfeindschaft geratenen Fürstenhauses, vor-

behalten bleiben, Ottavio Bandini in Rom zum Erzbischof von Fermo zu ordinieren. Im gleichen Jahr 1596 war Ottavio Bandini durch Papst Clemens VIII. zum Kardinal erhoben worden. Nach Ausübung weiterer hoher Kurienämter verstarb Ottavio am 1. August 1629 und wurde in der römischen Kirche San Silvestro al Quirinale beigesetzt, in der er eine Kapelle zur Familienmemoria gestiftet hatte.

Doch damit wird unser Exlibris, das wir dem Schriftbefund nach wohl ins 18. Jahrhundert zu setzen haben, vollends zum Rätsel: denn Kardinal Ottavio Bandini war der letzte männliche Sproß des alten Familienzweiges der Bandini, der eben allein jenes Wappen führte. Zwei Nichten des Kardinals heirateten in andere Adelsfamilien Italiens ein, die zwar die Traditionslinien der Bandini sogar namentlich aufnahmen, aber natürlich nicht das vorliegende Wappen identisch weiterführten. Allerdings lebte offenbar ein Bandini-Zweig über die frühen Handelsniederlassungen in Avignon und Lyon weiter. Nach den Angaben Scipione Ammiratos in Band XI der weitläufigen ›Istoria Fiorentina‹, erschienen Florenz 1783, soll seinerzeit noch in der Dominikanerkirche von Avignon, wo sich der in Frankreich seßhaft gewordene Bandini-Zweig ein Erbbegräbnis einrichtete, ein Glasfenster mit dem alten Bandini-Wappen zu sehen gewesen sein. Doch war das bis jetzt für den Unterzeichneten noch nicht nachprüfbar und in den Reihen der französischen Bandini auch bislang kein Giosafat Bandini zu ermitteln, wiewohl die Literaturlage so schlecht nicht ist.

Freilich trägt sie nicht immer zu wünschenswerter Klarheit, wohl aber zu steigender Spannung bei: berichtet Graf Charpin-Feugerolles in seiner Monographie über die Florentiner in Lyon doch von einem Marquis Joseph Bandini, der König Ludwig XVI. nahegestanden habe und wie dieser der Revolution zum Opfer gefallen sei. Hätten wir gar in diesem Joseph Bandini, der dann seinen Vornamen, vielleicht in Zeiten dramatischer Bedrängnis, zu dem biblisch noch bedeutungsschwereren Namen ›Giosafat‹ („der Herr ist Richter“) moduliert haben könnte, den früheren Besitzer unseres Loschi-Bandes zu sehen? Das ist nicht zu beweisen, und es hilft auch nicht Charpin-Feugerolles' Bezugsgrundlage weiter, eine nur einige Jahrzehnte ältere Monographie von Agostino Ademollo und Luigi Passerini über Marietta de Ricci (Florenz 1853), die leider keine Belege für die zitierten Angaben zu Joseph Bandini bereithält, wohl aber zu Zweifeln Anlaß gibt. Auch besteht definitiv keine Verwandtschaft zu dem berühmten Florentiner Bibliothekar Angelo Maria Bandini (1726-1803), der seinerseits einen Bruder namens Giuseppe hatte, doch entstammten beide einem bürgerlichen Geschlecht aus Fiesole.

So bleibt noch alles offen und stehen wir weiter vor einem Rätsel. Wer kann zu seiner Lösung beitragen? Wer war Giosafat Bandini?



LITERATUR (in Auswahl): Scipione Ammirato, Della Famiglia de' Baroncelli, e Bandini, in: Istoria Fiorentina di Marchionne di Cobbo Stefani pubblicata ... da Fr. Ildefonso di San Luigi, Bd. XI, Florenz 1783, S. 200-237; Jean-Antoine Pithon-Curt, Histoire de la noblesse du Comté-Venaissin d'Avignon et de la principauté d'Orange ..., Bd. I, Paris 1743/Ndr. Marseille 1970; Hyppolyte André Suzanne de Charpin-Feugerolles, Les florentins à Lyon, Lyon 1893; Giovanni Battista Crollanza, Dizionario storico-blasonico delle Famiglie Nobile e Notabili Italiane Estinte e Fiorenti, Bd. I, Pisa 1896; Emile Picot, Les italiens en France au XVIe siècle, Bordeaux 1918/Ndr. Manziiana (Rom) 1995; Aby Warburg, Bildniskunst und florentinisches Bürgertum, in: Ders., Gesammelte Schriften, hg. von der Bibliothek Warburg. Bd. 1: Die Erneuerung der heidnischen Antike. Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Geschichte der europäischen Renaissance, Berlin 1932, S. 89-126; Paul Wescher, Großkaufleute der Renaissance. In Biographien und Bildern, Frankfurt/Main o. J.; Le famiglie di Firenze. Testi e ricerche araldiche di Roberto Ciabini con la collaborazione di Beatrix Elliker, Bd. 2, Florenz 1992.



Die Neuformierung der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft nach 1945 (Teil 2)

Vierte ›Bensheimer Gespräche‹ 2013

von Christiane Buhl und Christian Hoffarth

Im historischen Küchenbau der Auerbacher Sommerresidenz der Landgrafen und Großherzöge von Hessen tagten von 4. bis 6. April 2013 auf Einladung des Instituts für Personengeschichte (IPG), Bensheim, in Verbindung mit der Ranke-Gesellschaft, Köln, und unter hervorragender Betreuung durch das Team des IPG rund 50 Fachwissenschaftler und interessierte Gäste, um sich in nahtlosem Anschluss an die „Bensheimer Gespräche“ des Vorjahres auf ebenjenem Forum abermals der „Neuformierung der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft nach 1945“ zu widmen. Nach Begrüßung durch die Stadtverordnetenvorsitzende Carola Heimann führte Tagungsleiter Volkhard Huth, Bensheim, unter Bezugnahme auf die just in diesem Jahr

ihr fünfzigstes Anniversarium durchlaufende Tradition der „Büdingen Gespräche“ assoziationsreich in das Thema ein. Nachdem 2012 vor allem mit den Knotenpunkten 1933 und 1945 verknüpfte personengeschichtliche Fragen, etwa nach Emigration und Remigration, im Fokus gestanden hätten, sollte das Spektrum diesmal sowohl zeitlich als auch sachlich darüber hinausreichen. So verwies Huth insbesondere auf das von Thomas S. Kuhn popularisierte Theorem des Paradigmenwechsels und die damit verbundene Inkommensurabilitätstheorie als Prüfsteine für die wissenschaftsgeschichtliche Forschung im Allgemeinen und die Befassung mit der deutschsprachigen Historiographie nach 1945 im Speziellen. Ausgehend von diesen Erwägungen schlug er schließlich harmonisch die Brücke zum ersten Referenten Volker Losemann, Marburg, dessen Studie über „Nationalsozialismus und Antike“ einer entsprechend gelagerten Problemstellung auf den Grund gegangen sei.

Unter der Überschrift „Brauchen Sie keinen Althistoriker?“ Perspektiven der Alten Geschichte nach 1945“ rückte dieser die Praxis der Lehrstuhlvergabe in der Alten Geschichte an den Standorten Marburg, Mainz, Berlin und Halle ins Blickfeld. Die im Vortragstitel programmatisch aufgegriffene Frage Ernst Hohls (1886–1957), ob nicht



ein Althistoriker gebraucht würde, unterstrich musterhaft Losemanns These, dass die Verteilungspraxis eher als Wieder- denn als Neuaufbau zu charakterisieren sei. Nur stark belasteten Althistorikern, erklärte er, wäre nach Kriegsende der Weg zurück in die Lehre verwehrt geblieben. Im Übrigen habe sich die „neue“ Alte Geschichte mangels Alternativen aus den „alten“ Fachvertretern rekrutiert. Hohl, seit 1929 ordentlicher Professor an der Universität Rostock, habe mit seiner Anfrage im Oktober 1945 die Möglichkeit eines Wechsels an die Universität Marburg geprüft – ganz zur Freude des dortigen Direktors Julius Ebbinghaus, der um die Untragbarkeit des bisherigen Lehrstuhlinhabers Fritz Taeger gewusst und dessen baldige Pensionierung zumindest erahnt habe. So konnte Hohl die Lehrstuhlvertretung Taegers übernehmen, der seinerseits wenig später gegen die inzwischen vollzogene Zwangspensionierung petitioniert habe. Infolgedessen seien ihm bei einer erneuten Begutachtung zwar historische Fehleinschätzungen, ferner aber eine einwandfreie Haltung zur Rassenfrage attestiert worden. Die Kontroverse um das Entnazifizierungs- und Wiedereinstellungsverfahren Taegers habe sich bis ins Jahr 1949 hingezogen, sei dann schließlich durch die Einflussnahme verschiedener Akteure der amerikanischen Besatzungsmacht, so etwa des Soziologen und Sachverständigen Howard P. Becker, positiv für Taeger beschieden worden, woraufhin jener auf seinen alten Lehrstuhl zurückgekehrt sei. Im Wesentlichen, so Losemann, könne die Praxis bei der Besetzung des



Marburger Lehrstuhls auf die Vorgänge an der 1946 durch die französischen Besatzer neugegründeten Universität Mainz übertragen werden. Ähnliches gelte für die SBZ. So sei der Berliner Lehrstuhl für Alte Geschichte, dessen bisheriger Inhaber Wilhelm Weber zwar ein einflussreicher Historiker mit einer großen Anzahl von Schülern gewesen sei, zugleich aber als überzeugter Nationalsozialist gegolten habe, 1945 verwaist. 1950 übernahm Ernst Hohl das Ordinariat, wurde jedoch schon drei Jahre später emeritiert. Die darauffolgenden Versuche des Direktors der HUB, Johannes Stroux, den Lehrstuhl mit einem Nachfolger aus dem Westen neu zu besetzen, seien wohl nicht zuletzt an der zweiten DDR-Hochschulreform gescheitert, die dem Fach Alte Geschichte nur noch einen marginalen Platz im Lehrbetrieb eingeräumt und bis ins Jahr 1955 schließlich für die vollständige Auflösung der entsprechenden Lehrstühle in der DDR gesorgt habe.

Von „Häutungen einer Weltanschauungswissenschaft“ sprach im Anschluss Christian Gildhoff, Heidelberg, bei seinen analogen Betrachtungen zur Vor- und Frühgeschichte. Schon bald nach Kriegsende habe gerade unter den Frühmittelalter-Forschern über die ideologische Belastung ihres Faches Einigkeit geherrscht. Augenscheinlich hätten insbesondere Studien zur nordischen Herkunft der Germanen sowie ihrer vermeintlichen kulturellen und rassischen Überlegenheit den Aufschwung der „deutschen“ Vorgeschichte im Nationalsozialismus befördert und für eine starke

Vermehrung der Lehrstühle sowie einen beträchtlichen Anstieg der Studentenzahlen gesorgt. Diese Umstände hätten die Fachvertreter und Universitäten nach 1945 vor mannigfache Probleme gestellt. So sei die im „Dritten Reich“ ausgebildete inhaltliche Konzeption der Disziplin als äußerst heikel angesehen worden, habe sie sich doch überwiegend der Indogermanen- und Rassen- sowie der Volks- und Kulturforschung verschrieben. Die beiden ersten Themenkomplexe seien nach Kriegsende sofort aufgegeben worden, die Volks- und Kulturforschung hingegen habe eine Transformation zur Landesarchäologie durchlaufen. Auch die Besetzung der Lehrstühle habe sich besonders deshalb schwierig gestaltet, weil die meisten Nachwuchswissenschaftler – in den Jahren 1900 bis 1910 geboren – wie ihre Lehrer belastet gewesen oder im Krieg gefallen seien. Hinsichtlich der Belastung hätten jedoch Ausnahmekriterien und -mechanismen gegolten. Zum einen habe sich ein Wissenschaftler durch besondere fachliche Qualifikation rehabilitieren können, zum anderen habe man Milde walten lassen, wenn es sich um einen Angehörigen des eigenen Netzwerkes gehandelt habe. In aller Kürze stellte Gildhoff ein Beispiel aus dem Südwesten (Römisch-Germanische Kommission in Mainz und Frankfurt) sowie ein norddeutsches (Landesmuseum Hannover und Universität Kiel) vor. Vor diesem Hintergrund nehme nicht wunder, dass einige Lehrstühle auch nach 1945 weiterhin von Wissenschaftlern besetzt gewesen seien, die im Nationalsozialismus bereits eine Rolle gespielt, sich nun jedoch neuen Forschungsthemen

zugewandt hätten. Einen solchen Fall finde man etwa in Herbert Jankuhn, der bereits in den 30er Jahren ein sehr honorierter Archäologe war und sich insbesondere durch seine Forschungen zur Wikingersiedlung „Haithabu“ einen Namen gemacht hatte. Vor 1945, so Gildhoff, hätte er von jener noch unter dem Aspekt des Germanentums gehandelt, es nach Kriegsende aber verstanden, sie nunmehr als Drehscheibe des internationalen Handels darzustellen. Exakt der Vorgang, den dieses Exempel vor Augen stellt, ist es, was Gildhoff mit den „Häutungen einer Weltanschauungswissenschaft“ beschrieb. Eine Neuformierung der Vor- und Frühgeschichte in Deutschland nach 1945, so schloss er, habe im Wesentlichen nicht stattgefunden.

Mit Günther Franz (1902–1992) nahm Jürgen Elvert, Köln, einen der bedeutendsten deutschen Historiker zumindest der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und zugleich einen nationalsozialistischen Überzeugungstäter in den Blick. Als talentierter und hoffnungsvoller junger Wissenschaftler entschied sich Franz 1933 für eine Parteikarriere, wurde somit gleichsam vom Agrar- zum politischen Historiker. In der NS-Zeit als exponierte Figur u.a. im Amt Rosenberg und im „Ahnenerbe“ tätig, erlitt er bei Kriegsende einen besonders tiefen Sturz. Auf Basis der Auswertung seines Nachlasses nach Korrespondenzen zwischen 1945 und 1970 zeichnete Elvert die schwierige und langwierige, letztlich aber erfolgreiche akademische Neuorientierung Franz' nach. Erster Weichensteller auf dem langen Weg



war, so Elvert, Kurt von Raumer, der Franz auf dessen Bitte hin ein Entlastungszeugnis ausstellte und sich auch im späteren Konflikt um dessen während der 30er Jahre geführte harte Angriffe auf Walter Goetz für ihn einsetzte. Nachdem sich Franz angelegentlich letzterer Problematik jedoch mit von Raumer überworfen hatte, seien Martin Göhring und Walter Peter Fuchs zu seinen wichtigsten Helfern im „Re-Establishment“ avanciert. Ob der in den 50er Jahren weiterhin ohne Lehrstuhl Gebliebene die Gründung der Ranke-Gesellschaft und ihres Organs „Das Historisch-politische Buch“ von vornherein als Türöffner für die eigene Karriere betrieb, suchte Elvert mithilfe einer grafischen Netzwerkanalyse zu prüfen. Diese ließ erkennen, dass ein größerer Teil des Franz'schen Schriftwechsels stets außerhalb jener Kreise lag. So unterhielt er etwa breite Korrespondenzen mit den Brüdern Wolfgang und Wilhelm Treue, wodurch er in Kontakt zur Deutschen Forschungsgemeinschaft stand. Offenbar sei die Ranke-Gesellschaft, folgte deren aktueller Vorsitzender Elvert, entgegen anderen Erwartungen nicht primär ein Instrument Franzens zur Herstellung eines „Standings“ gewesen. Beleg für die Zuverlässigkeit der aus der Netzwerkanalyse zu gewinnenden Eindrücke war die mit der Übernahme des Lehrstuhls für Agrargeschichte an der Landwirtschaftlichen Hochschule Stuttgart-Hohenheim 1957 einhergehende sichtbare quantitative Verringerung und gleichzeitige Ausweitung des Radius von Franzens Briefverkehrs.

Gewissermaßen vexierbildartig schloss sich Jörg Schwarz, München, mit einem Vortrag über František Graus (1921–1989) seinem Vorredner an. Mittels eines wirkungsgeschichtlichen Blicks auf Johan Huizingas epochenmachendes Werk „Herbst des Mittelalters“ versuchte er zunächst, des spezifischen Zugriffs Graus' auf die Geschichte des Spätmittelalters habhaft zu werden. Als ein besonderes Verdienst des Tschechen auf diesem Felde bewertete er die Differenzierung des Signets der „Krise“, die jener insbesondere in seinem Alterswerk „Pest – Geißler – Judenmorde“ vollzogen habe. Wie Graus zum hochgradig eigenständigen Sujet seiner Forschungen sowie zu seiner Sonderstellung innerhalb der deutschsprachigen Mediävistik des 20. Jahrhunderts



„zwischen Ost und West, zwischen Beharrung und Aufbruch“ gelangte, arbeitete Schwarz anschließend in einem biographischen Abriss heraus. Der u.a. in Prag studierte, ebendort promovierte und habilitierte jüdischstämmige Historiker sei nach Deportationserfahrungen in der NS-Zeit als Dozent an der Karls-Universität und Mitglied der tschechischen Akademie der Wissenschaften bis in die 60er Jahre hinein überzeugter Anhänger der marxistischen Feudallehre gewesen. Zwar ein Außenseiter, sei er jedoch schon in dieser Zeit auch zum festen Bestandteil der deutschen Mittelalterforschung geworden. Diese Einschätzung stützte Schwarz insbesondere auf Graus' Inauguration in den „Konstanzer Arbeitskreis“ sowie die Verleihung der Ehrendoktorwürde der Justus-Liebig-Universität Gießen 1968. Nach der erzwungenen Westemigration 1970 habe jener sich als Lehrstuhlinhaber an der Ludoviciana sowie Gastprofessor an der Sorbonne und in Konstanz von der marxistisch-leninistischen Ideologie vollständig abgewandt. Die 60er Jahre definierte der Referent als „Schlüsselepoche“ in Graus' Leben und Wirken. In dieser produktivsten Phase seiner Karriere habe er sich quasi als Alternative zu den „Fixsternen“ (Moraw) Brunner, Schlesinger, Bosl und deren konservativen Ideen und Methoden etabliert. So schrieb er etwa gegen das Idiom von der „germanischen Treue“ sowie die Konstrukte „Gefolge“ und „Gefolgschaft“

an und wirkte auf eine Neueinschätzung der deutschen Ostsiedlung hin. Als „Wanderer zwischen den Welten“ (Walter Flex), so Schwarz in seinem Fazit, gehöre František Graus der zweiten Phase des Wiederaufbaus der Geschichtswissenschaft nach 1945 an. Gleichsam ein Renegat, habe er sich durch wissenschaftliche Reputation Anerkennung erobert und eine große Wirkungsmacht auf die Mediävistik der Folgezeit entfaltet.

„Peter Scheibert und die (Neu-) Orientierung der westdeutschen Ostforschung“ standen im Mittelpunkt des Vortrages von Esther Abel, Bochum. Scheibert, 1915 in Berlin geboren, nahm 1934 ebendort das Studium auf und promovierte 1939 zum Thema „Staat und Volk in Finnland“. 1937 trat er in die NSDAP ein. Ab Kriegsbeginn arbeitete er für das Auswärtige Amt und wurde 1941 an das Sonderkommando Künsberg, eine nationalsozialistische Organisation, die die Sicherstellung von Karten, Aktenmaterial und kulturellen Schätzen in den besetzten Gebieten gewährleisten sollte und 1941 in die SS eingegliedert wurde, überstellt. Als die Gruppe Künsberg 1943 aufgelöst wurde, ging der Historiker in den wissenschaftlichen Dienst und wurde nach Kriegsende schließlich als unbelastet eingestuft. Im Anschluss an den biographischen Aufriss stellte Abel die disziplinären Konzeptionen der Ostforschung sowie der Osteuropaforschung einander gegenüber. Charakteristisch für die Ostforschung, die sich nach

dem ersten Weltkrieg etabliert habe und vor allem außeruniversitär betrieben worden sei, sei eine Sicht auf Völker und Staaten, die diese zu Objekten der eigenen Forschung mache. Sie sei politisch motiviert und agiere aus einer deutsch-zentrierten Perspektive. Die bereits im Kaiserreich entstandene Osteuropaforschung hingegen behandle als rein universitäre Wissenschaft Völker und Staaten als souveräne und gleichgestellte Subjekte. Vor diesem Hintergrund sei wenig überraschend, dass die 1957 gegründete DFG-Kommission für Ostforschung, wenngleich sie ihre Aufgabe explizit nicht als eine inhaltliche, sondern als eine organisatorische verstanden habe, bereits nach drei Jahren wieder aufgelöst worden sei. Unter dem Rubrum der Ostforschung sei es nicht möglich gewesen, so die Referentin, sich dem Anschein politischer Aktivität, den die DFG unter allen Umständen zu vermeiden hatte, gänzlich zu entziehen. Die Figur Peter Scheiberts nun sei mit den sonach offengelegten charakteristischen Merkmalen der Ostforschung nicht in Verbindung zu bringen, da jener keine wissenschaftliche „Deutschtümelei“ betrieben und die Geschichte anderer Völker stets als autonom verstanden habe. Vielmehr sei in ihm ein Akteur antikommunistischer Forschung zu sehen, die er in einer liberal-demokratischen Weise und ohne die Beschwörung russischer Feindbilder und völkischer Ideen vorangetrieben habe. Ohnehin, konnte Abel schlussfolgern, seien Scheiberts Person und Wirken nicht in kategorialem Denken zu erfassen, sondern müssten in Phasen beurteilt werden.



Über das „Institut für Zeitgeschichte im Spannungsfeld von Forschung und Vergangenheitsbewältigung“ sprach der amtierende stellvertretende Direktor ebendieser Einrichtung, Magnus Brechtken, München. Die Geschichte des IfZ sei, erklärte der Referent eingangs, abgesehen von wenigen Arbeiten aus dem Institut selbst, einigen Beiträgen aus der ehemaligen DDR und Großbritannien sowie einem einzelnen Aufsatz Helmut Auerbachs aus dem Jahre 1970, die aber allesamt keine systematische Aufarbeitung böten, weitgehend unerforschtes Gelände. Als Quellen seiner eigenen Annäherungen dienten ihm vor allem Selbstdarstellungen der Direktoren. Aus diesem Blickwinkel beleuchtete er zunächst die Gründungszeit



des Instituts. Durch die Initiative und das Engagement des CSU-Politikers Gerhard Kroll (1910–1963), 1949–1951 erster IfZ-Direktor, sei aus dem Provisorium des „Deutschen Instituts für Geschichte der nationalsozialistischen Zeit“ ein Kontinuum entstanden. Schon in Krolls Durchsetzung gegen Gerhard Ritter, der anfangs mit großem Eifer danach gestrebt habe, seine Vormachtstellung innerhalb der deutschen Geschichtswissenschaft auch auf das Institut auszudehnen, werde eine Programmatik sinnfällig. Augenscheinlich habe man mit der Stiftung der außeruniversitären Einrichtung unter Leitung eines Politikers den Bruch mit der bisherigen Geschichtsforschung auch symbolisch vollzogen. Entlang der Direktorenreihe Hermann Mau (1951–1952), Paul Kluge (1952–1959), Helmut Krausnick (1959–1972) und Martin Broszat (1972–1989) streifte Brechtken sodann das Ringen um den Wert von Zeitzeugenaussagen in der Aufarbeitung des Nationalsozialismus, die Gutachter- und Publikationstätigkeiten des Instituts sowie dessen Einfluss auf die Konturierung des Begriffs der Zeitgeschichte im Allgemeinen. Als auffälligen Befund konnte er dabei den Umstand präsentieren, dass der Holocaust bis in die 80er Jahre hinein im Schrifttum des IfZ nur eine marginale Rolle gespielt habe. Erklärungsansätze hierfür fand er zunächst in den Überzeugungen des langjährigen Leiters Krausnick. Dieser habe die Aufgabe des Instituts darin gesehen, den

Nationalsozialismus, den er nicht als spezifisch deutsch betrachtet habe, in einer Zeit zu verorten, die insgesamt ähnliche Tendenzen aufgewiesen hätte. Darüber hinaus, so Brechtken, habe jedoch in den 50er und 60er Jahren generell noch keine Holocaust- und Täterforschung existiert, die „Räume des Sagbaren und deren Grenzen“ hätten dem entgegengestanden. Resümierend bewertete der Referent die Rolle des IfZ bei der Erneuerung der deutschen Geschichtswissenschaft als außeruniversitäre Alternative, die die Universitätshistoriographie dazu zwang, sich mit ihr auseinanderzusetzen und somit den Diskurs vorantrieb. Die Weltbilder und Denkstile der Institutshistoriker sowie die Geschichte des IfZ, die als Teil der Kultur- und Gesellschaftsgeschichte zu verstehen sei, seien Forschungsdesiderate, die angegangen werden sollten und müssten.

Der These von einer „Zeitgeschichte vor der Zeitgeschichte“ ging Mathias Beer, Tübingen, nach. In diesem Rahmen thematisierte er „Die Anfänge der deutschen ‚Flüchtlingsforschung‘“ und die Entwicklung der Zeitgeschichte von einer Außenseiterposition hin zu einer prägenden Teildisziplin der historischen Wissenschaften. Jener Prozess sei dabei vor allem der Verwirrung und Ratlosigkeit nach dem Zusammenbruch geschuldet gewesen. Die Institutionalisierung der



Zeitgeschichte im IfZ und die Entstehung spezifischer Periodika ebenso wie die allmähliche Verankerung in der westdeutschen universitären Geschichtswissenschaft – der erste Lehrstuhl entstand 1954, bis 1969 waren es bereits vier, bis 1984 sogar 31 – seien Zeugen der erfolgreichen Etablierung einer neuen Disziplin in weniger als 30 Jahren. Im gleichen Zeitraum, so Beer, habe auch die sogenannte Flüchtlingsforschung, ein Sammelbegriff für verschiedene Fächer, deren Forschungsinteresse sich auf die Themen der Umsiedlung, Flucht und Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den ehemaligen deutschen bzw. von Deutschen besiedelten Gebieten richtet, Konjunktur gehabt. Exemplarisch für das Erkenntnisinteresse der Flüchtlingsforschung bis in die 1960er Jahre könne etwa die äußerst wirkmächtige, auf Grundlage von Ego-Dokumenten stehende, mit Beiheften und Registern ausgestattete fünfbändige „Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa“ stehen. In dreierlei Hinsicht, so Beer, könne die Flüchtlingsforschung als Vorgängerin der Zeitgeschichte gelten. Auf inhaltlicher Ebene habe die Publikation des ersten Bandes der „Dokumentation der Vertreibung“ 1953 wesentliche Thesen aufgestellt, die von der Zeitgeschichte erst in den 1990er Jahren „wiederentdeckt“ worden seien. In methodischer Hinsicht weise die Vorgehensweise bei der Authentifizierung, Verifizierung und Qualifizierung der Ego-Dokumente für die „Dokumentation der Vertreibung“ frappierende Parallelen zum Umgang der Zeitgeschichte mit der Oral History auf – der Referent sprach von einer „Oral History vor der Oral History“. Schließlich zeigten sich personelle Kongruenzen, wie z.B. an der Person Martin Broszats deutlich würde. Dieser wirkte bereits an der „Dokumentation der Vertreibung“ mit und habe dort sein methodisches Handwerk und seine Erfahrung im Umgang mit Zeitzeugen erlernt, die sein weiteres Werk – auch inhaltlich – stark geprägt hätten. So habe die Flüchtlingsforschung wesentliche Impulse für die Zeitgeschichte gegeben, möglicherweise sogar als Scharnier zwischen einer älteren Zeitgeschichte, die noch vor dem Ersten Weltkrieg datiert, und der neuen Zeitgeschichte gedient.

An den Anfang seines Referats über „Die dritte und vierte

Neuformierung katholischer Geschichtswissenschaftler nach 1945“ stellte Olaf Blaschke, Heidelberg, den interessanten Befund einer kontinuierlichen großen Überzahl protestantischer Lehrstuhlinhaber unter den Historikern Deutschlands, Österreichs und der Schweiz seit 1800, die stets einer katholischen Bevölkerungsmehrheit gegenüberstand. Als ersten Organisationsversuch der katholischen Minderheit in diesem Zeitrahmen machte Blaschke die Gründung der Görres-Gesellschaft 1876, als zweiten die Konstituierung des „Verbandes der Historiker Deutschlands“ 1893/95 und den von letzterem installierten „Deutschen Historikertag“ aus. Ganz konkret habe es sich, wenngleich die Verantwortlichen sich seinerzeit gegen eine solche Deutung verwahrt hätten, beim ersten Historikertag um eine Protestveranstaltung gehandelt. Bis in die BRD hinein sei jene zweijährliche Zusammenkunft stets eine süddeutsch geprägte geblieben. Eine dritte Neuformierung katholischer deutscher Historiker sah der Referent in der Widerstandsgruppe um Wilhelm Wühr in Freising Ende der 40er Jahre. Die vierte Neuformierung schließlich stellte in seinem Modell die 1962 ins Leben gerufene „Kommission für Zeitgeschichte“ (KfZG) dar. Als „Erinnerungslobby“ unter der bischöflichen Direktive, nach verfolgten Priestern und kirchlichem Widerstand im „Dritten Reich“ zu forschen, um den Anwürfen gegen die Kirche etwas entgegenzusetzen, habe der Zusammenschluss kirchenloyaler Katholizismusforscher sein Schaffen gleichsam unter das dualistische Narrativ





„Kreuz versus Hakenkreuz“ gestellt. Synoptisch stellte der Referent dessen Apparat demjenigen der evangelischen „Kommission für die Geschichte des Kirchenkampfes in der nationalsozialistischen Zeit“ gegenüber, konfrontierte Führungsgremien, Verlage und Publikationsorgane der beiden Ausschüsse miteinander. Anschließend präsentierte er das grafische Ergebnis einer umfänglichen Netzwerkanalyse zur Veranschaulichung der Bezugskreise der KfZG. Durch Auswertung der Dankesreverenzen in den Vorworten ihrer Veröffentlichungen, der sogenannten „Blauen Reihe“, wurden Kontinuitäten und Wandlungen des Netzwerkes vor Augen gestellt. Mittelpunkt desselben bildeten bis in die 80er Jahre Konrad Repgen, Rudolf Morsey und Dieter Albrecht, später neben Morsey vor allem Ulrich von Hehl. Als wichtige Erkenntnisse konnte der Referent zusammenfassend festhalten, dass das Netzwerk der KfZG seit den 60er Jahren deutlich anwuchs und, nachdem es sich anfangs ganz und gar um ein „Who is who“ des deutschen Katholizismus gehandelt habe, mit der Zeit vielfältiger wurde. Des Weiteren zeichnete sich von den 60er Jahren bis ins Jahr 2000 eine Entklerikalisierung des Personenkreises ab, was Blaschke als allmähliche Abkopplung von der Amtskirche deutete. Die Neuformierung katholischer Geschichtswissenschaftler nach 1945 bewertete er alles in allem als stet und erfolgreich.

Ins Zentrum seines Vortrages „Zur Erneuerung der Landesgeschichte in Bayern“ stellte Ferdinand Kramer, München, die Ordinarien Max Spindler (1894–1986) und Karl Bosl (1908–1993). Über Jahrzehnte hinweg hätten diese Landesgeschichte und Geschichtspolitik sowie die kulturhistorischen Leitbilder der Nachkriegszeit im Freistaat maßgeblich mitgeprägt. Um die spezifischen Standorte der beiden in den Formierungsprozessen nach 1945 zu bestimmen, stellte der Referent ihre wissenschaftlichen Werdegänge und Erfolge, politischen Perspektiven sowie Anschauungen zur gesellschaftlichen Funktion von Geschichte einander gegenüber. Max Spindler wurde 1926 bei Michael Doeberl mit einer Arbeit über Ludwig I. promoviert, 1930 erfolgte die Habilitation mit einer Studie über die Landesherrschaft der Wittelsbacher. Da er auf Distanz zum Nationalsozialismus geblieben sei, so Kramer, kam er als Unbelasteter 1946 auf den ehemals von Karl Alexander v. Müller innegehabten Lehrstuhl für Landesgeschichte, nun umbenannt in Lehrstuhl für die Geschichte der Neuzeit. Auf dieser Position habe er wissenschaftliche und politische Ziele bei der Erneuerung der Landesgeschichte verfolgt, die er in enger Verklammerung mit der Erneuerung des Landes selbst gesehen habe. 1947 konnte er die Einrichtung des „Instituts für Bayerische Landesgeschichte“ an der Ludwig-Maximilians-Universität nach Vorbild des „Instituts für

„Österreichische Geschichtsforschung“ erreichen und übernahm die Leitung der historischen Kommission an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Karl Bosl, NSDAP-Mitglied, wurde 1938 bei Karl Alexander v. Müller mit einer Arbeit über das Nordgaukloster Kastl promoviert, 1949 als entlastet eingestuft und über die Reichsministerialität der Salier und Staufer habilitiert. Späterhin, so Kramer, habe er sich von der Volksgänglichkeit auf die Gesellschafts- und Strukturgeschichte verlegt. 1960 übernahm er Lehrstuhl und Institutsleitung Spindlers, die er bis 1977 versah. Kontinuitäten zwischen dem „bürgerlich distinguerten“ Spindler und dem „charmanten und derben“ Bosl machte der Referent vor allem in ihren hervorragenden organisatorischen Leistungen aus, Differenzen hätten hingegen in erster Linie das Politische betroffen. So habe Bosls Nachdenken über eine Wiedervereinigung durch Annäherung der beiden deutschen Staaten letztlich zum endgültigen persönlichen Bruch geführt. Mit Projekten wie dem „Handbuch der Bayerischen Geschichte“ und dem „Historischen Atlas von Bayern“, der Hinwendung zur Zeitgeschichte sowie ihrer erheblichen Wirkung in der Frage nach kulturpolitischen Leitbildern attestierte Kramer beiden Historikern alles in allem weitreichende Errungenschaften bei der Erneuerung der Landesgeschichte in Bayern nach 1945. Jene habe den Bruch mit der von Karl Alexander v. Müller geprägten Vorzeit deutlich vollzogen und könne somit

im Wesentlichen als Erfolgsgeschichte verbucht werden.

Ob Hans Herzfeld (1892–1982) als ein „weißer Rabe“ anzusehen sei, wollte Edgar Liebmann, Hagen, in seinem Vortrag über dessen Rolle in der sogenannten Fischer-Kontroverse erkunden. Vor 1945 sei Herzfeld in typisch deutschnational geprägter Blickrichtung bestrebt gewesen, zu zeigen, dass Deutschland bei der Aufrüstung den Anschluss verpasst und deshalb 1914 ungenügend gerüstet einer Welt von Feinden gegenübergestanden hätte. In seiner Zeit als wissenschaftlicher Angestellter an der „Kriegsgeschichtlichen Forschungsanstalt des Heeres“ in Potsdam von 1938 bis 1943 habe er sich dann aber intensiver mit dem Ersten Weltkrieg auseinandergesetzt, woraufhin sich bereits kurz nach 1945 erste Spuren einer veränderten Haltung gegenüber der Kriegsschuldfrage bemerkbar gemacht hätten. Zum Nachfolger Friedrich Meineckes in Berlin avanciert, habe sich Herzfelds revidiertes Urteil zu voller Blüte entfaltet und seinen Niederschlag unter anderem im zweibändigen Werk „Die moderne Welt“, einer globalpolitischen Synthese der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, gefunden. Im Mittelpunkt der Befassung mit dem Ersten Weltkrieg stünden dort Reichskanzler Bethmann Hollweg und dessen „Septemberprogramm“. Nachdem Fritz Fischer 1959 in der HZ einen ersten Aufsatz über die deutsche Kriegspolitik veröffentlicht und darin die These eines imperialistischen Weltmachtstrebens des Reiches als Kriegsauslöser vertreten hatte, eröffnete Herzfeld 1960 mit einer Replik in derselben Zeitschrift die Debatte, die später als Fischer-Kontroverse in die Historiographiegeschichte eingehen sollte. Fischers Recherchearbeit und Standpunkte anerkennend, habe er, so Liebmann, in sachlichem Ton Kritik an dessen Methode geäußert, ihm einseitige Quellenauswahl und mangelnde Auseinandersetzung mit den Zielen der Gegner vorgeworfen sowie die unterstellte Einheitlichkeit der Kriegsziele aufseiten des Reiches beanstandet. Auch nach Veröffentlichung von Fischers Buch „Griff nach der Weltmacht“, worin dieser seinen Ansichten auf breiter Basis Nachdruck verlieh, habe Herzfeld – anders als etwa Gerhard Ritter – in seiner Kritik einen rein wissenschaftlichen Duktus bewahrt. Vor allem sei es ihm



darauf angekommen, dass der deutsche Imperialismus des Ersten Weltkriegs nicht mit dem des Zweiten gleichgesetzt würde. Als Höhepunkt der Kontroverse Herzfeld–Fischer machte der Referent den Historikertag 1964 in Berlin aus, wo Herzfeld eine Sektion zum Thema „Deutschlands Ziele im Ersten Weltkrieg“ leitete und auch Fischer sowie sein Schüler Imanuel Geiss als Redner zugegen waren, was zu einer offenen Konfrontation geführt habe. In Hinblick auf die Ausgangsfrage hob Liebmann das elastische, vergleichsweise undogmatische Denken seines Protagonisten hervor, den er deshalb eher als „gesprenkelten Raben“ apostrophiert wissen wollte.

Klaus Schwabe, Aachen, zwischen 1979 und 1983 selbst Leiter der „Büdingen Gespräche zur Deutschen Sozialgeschichte“, schloss den Vortragsteil der diesjährigen „Bensheimer Gespräche“ mit einem Rückblick auf „Die Anfänge der ‚Büdingen Gespräche‘“. Zur Annäherung an die Frage, ob und inwieweit das Büdingen Forum auf ein NS-Netzwerk zurückging, richtete er die Aufmerksamkeit auf die Biographien der vier Gründungsväter Gustav Adolf Rein, Hellmuth Rössler, Günther Franz und Friedrich Wilhelm Euler. Rössler (1910–1968), urteilte er, sei zwar „großdeutsch“ und national gesinnt, aber „sicher kein in der Wolle gewaschener Nazi“ gewesen. Dasselbe sei mit Einschränkungen für Euler (1908–1995) und mehr noch für Franz anzunehmen, die in NS-Deutschland zwar Karriere gemacht und systemkonforme Arbeiten veröffentlicht, sich nach 1945 jedoch völlig anderen Themenfeldern zugewandt hätten. Einzig Gustav Adolf Rein (1885–1979) – in der Zeit des Hitler-Regimes noch ohne „Gustav“ – könne in dem Quartett als „echter“ Nazi gelten, dessen erklärtes Ziel es gewesen sei, das „deutsche Geschichtsbild von Fälschungen der Nachkriegszeit zu reinigen“ und ein Netzwerk nach 1945 entlassener, politisch belasteter Historiker aufzubauen. Das Interesse der vier Akteure habe insbesondere der Genealogie von Einzelfamilien, bestimmter Persönlichkeiten und einer Leistungsoberschicht gegolten – eine Tendenz, die in Büdingen ihren Niederschlag fand. Unter Schirmherrschaft der Ranke-Gesellschaft und der Leitung Rösslers wurden die ersten „Büdingen Gespräche“ 1963 auf Einladung des Fürsten zu Ysenburg und Büdingen im „Krummen Saal“

des Büdingen Schlosses abgehalten. Die frühen Jahre, so Schwabe, seien vor allem durch die Thematisierung von Adel und Patriziat, schwerpunktmäßig in der Frühen Neuzeit, gekennzeichnet gewesen. Erst unter der Leitung Franz' ab 1973 sei ein thematisch-konzeptioneller Wandel eingetreten. Der Fokus habe sich von stark genealogisch inspirierten Betrachtungen, dem „Knochengerüst“, mehr zum „Fleische“, der Sozialgeschichte verschoben und infolgedessen auch die Arbeiterschaft und den Bauernstand bis in die Gegenwart mit ins Erkenntnisinteresse gebracht. Auch die Untersuchung militärischer Eliten sei, vermutlich aufgrund persönlicher Kriegserfahrungen, ins Blickfeld gerückt. Diese durch Franz herbeigeführte Öffnung der Büdingen Gespräche für eine Geschichte „von unten“ habe laut Schwabe dazu beigetragen, dass die Büdingen Gespräche trotz der teilweise starken Belastung ihrer Gründerväter Eingang in den geschichtswissenschaftlichen Mainstream fanden. Der elitäre Zuschnitt der Gespräche in Büdingen – der „Krumme Saal“ im Schloss fasste maximal 30 Personen – habe eine besondere Breitenwirkung jedoch verhindert. Abschließend verlieh der Referent seiner persönlichen



Freude darüber Ausdruck, dass die 2008 beendeten Büdinger in den 2010 begonnenen Bensheimer Gesprächen ihre Fortsetzung finden.

Kontinuität oder Diskontinuität? Neu- oder Rückorientierung? Beharrung oder Aufbruch? Paradigmenwechsel oder „alter Wein in neuen Schläuchen“? – Diese epistemologischen Dualismen bildeten den Fluchtpunkt der erkenntnisleitend gebündelten, aber nichtsdestoweniger thematisch weitgefächerten Vorträge der „Bensheimer Gespräche“ 2013. Neben zum Teil verblüffenden Einzelergebnissen und spannenden Details brachte die Zusammenführung von Fachleuten zur Geschichte der deutschsprachigen Historiographie des 20. Jahrhunderts vor allem neue personen- und institutionengeschichtliche Zusammenhänge ans Licht und trug somit in beträchtlichem Maße zu unserem Verständnis der zwischen Individuen und Apparaten wirksamen Mechanismen und Konnexionen im fachwissenschaftlichen Milieu der Kriegs- und Nachkriegszeit bei. Nicht nur biographische Betrachtungen solch antithetischer Persönlichkeiten wie Franz und Graus, sondern gerade auch der Blick auf disparate Disziplinen wie Ost- und Flüchtlingsforschung lehrt uns einmal mehr, die Verlockungen des Pauschalurteils bis in die letzte Instanz zu scheuen. So war in der Abschlussdiskussion zu bilanzieren, dass die Neuordnung in personeller, methodischer und disziplinärer Hinsicht unterschiedliche, teilweise bis zur Jahrhundertwende zurückreichende Wurzeln hatte und dementsprechend vielfältige Wege beschritt. Der historiographische Zugriff auf die Hintergrundstrukturen

dieser Formierungsprozesse indes kann keinesfalls durch die alleinige Konzentration auf Netzwerke gelingen, sondern muss wissenschaftsethische Aspekte ebenso berücksichtigen wie persönliche geistige Autonomien.

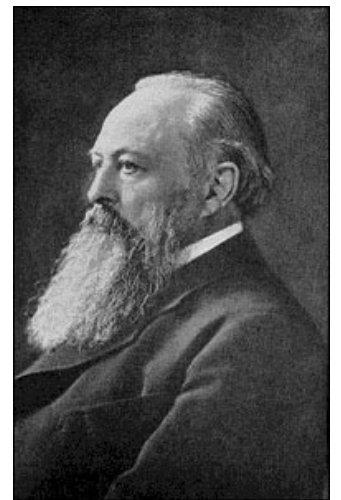
Nicht zuletzt bereichern die in Bensheim vorgestellten Studien sowie die dort in lebhaften Diskussionen herausgearbeiteten Korrekturen und Konturierungen die Komplexe der sozialgeschichtlichen Netzwerkforschung sowie der Elitenprosopographie und bewahren damit in freier Ausgestaltung das Erbe der Büdinger Pioniere.

(IvI) Die Exkursion während der vierten Bensheimer Gespräche 2013 hatte das Schloß in Herrnsheim bei Worms zum Ziel, ein Zentrum der europäischen Geschichte in napoleonischer Zeit. War doch Emmerich Joseph Duc de Dalberg, 1773-1833, zunächst in kurpfälzischen, dann in badischen Diensten Finanzminister, Kabinetts-Direktor, Gesandter in Paris, seit 1810 als Günstling Talleyrands französischer Gesandter, Pair von Frankreich und Duc de Dalberg. Er unterzeichnete für Frankreich die Wiener Kongressakte. Mit seiner Gattin Marie Pellegrina Brignole ließ er gleichzeitig in Paris ein Palais herrichten und das Herrnsheimer Schloß von Handwerkern aus Paris ausstatten (u.a. mit einer Tapete der Manufaktur Dufour). Der Wormser Stadtarchivar Gerold Bönner berichtete, wie jetzt die Wormser Handwerker-Rechnungsbestände den französischen Kollegen eine Fundgrube für ihre Forschungen geworden sind. Dalbergs Tochter Marie Louise Pauline heiratete in erster Ehe Ferdinand Baron Acton (Sohn des Premierministers des Königreichs Neapel) und in zweiter Ehe den späteren englischen Premierminister George Granville. Als besonders lohnend erwies sich



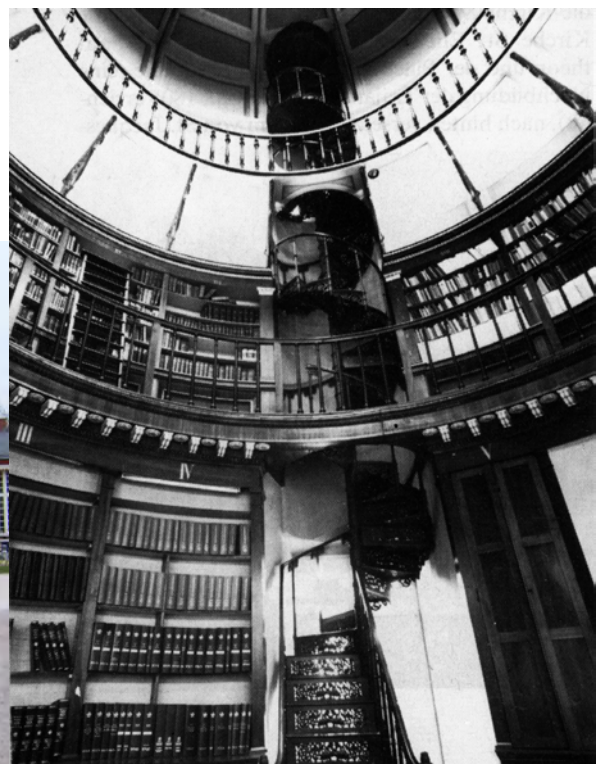


auch der Blick, den Lupold von Lehsten auf Leben und Werk des Enkels, Lord John Emerich Dalberg-Acton, 1834-1902, in dessen Bibliotheksturm warf. Als Schüler von Döllinger, Ranke, Baader und Ernst v. Lasaulx wurde er ein Universal-Historiker und ein leidenschaftlicher Forscher nach Quellen und seltenen Werken in ganz Europa. Acton war gleichermaßen britischer Liberaler (ein enger Freund von Gladstone) und Katholik. So kam ihm durch das Erste Vatikanische Konzil 1869 eine wichtige Rolle in der Gruppe der Gegner des Unfehlbarkeitsdogmas zu. Als Herausgeber von Zeitschriften (u.a. The Rambler) und seit 1895 Regius Professor für Moderne Geschichte in Cambridge hat er vielfach gewirkt, wenn auch kein eigentliches opus magnum hinterlassen.



Lord J. E. Dalberg Acton,
1834-1902, Abb.: wikimedia.

Abb. unten, Bibliotheksturm,
Stadtarchiv Worms.



Zwischen den Archivalien von Pfarrer Egon Langheinrich im IPG fanden sich Kriegs-Zeichnungen aus dem Jahr 1916 des Schülers Ernst Hopp in Windsbach

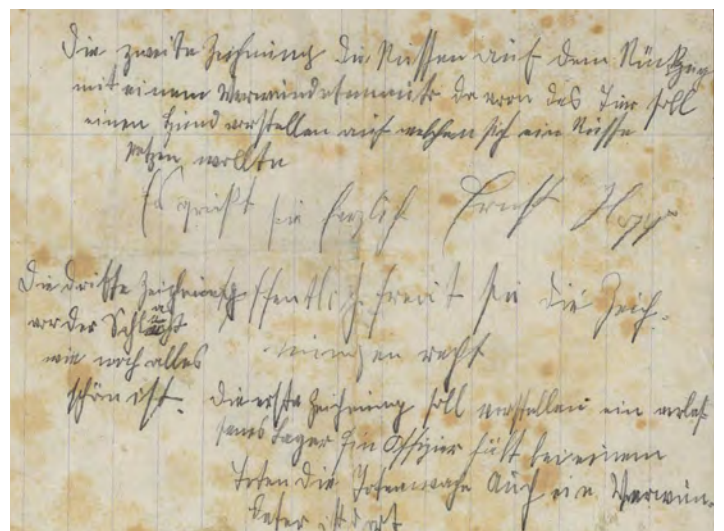
von Lupold von Lehsten

Seit dem September 2004 übersendet Frau Elsa Plath, geb. Langheinrich, die als Kantorenwitwe auch Archivarin des Klosters Uetersen in Holstein ist, dem IPG Dokumente zu den Geschichten der Familien Plath, Langheinrich und ihrer Vorfahren, u.a. der Bayreuther Familien Hartwig, Vogel und Hacker, der Familien Wörner (aus Sandbach im Odenwald, der Vorfahr war Frhrl. Gayling von Altheimscher Beständer des Breitwieser Hofs bei Ilbenstadt) und Meyenschein (aus der Gegend des Vogelsbergs). Für die Familie Plath handelt es sich um Unterlagen zu Karl Jakob Plath, 1798 Fleischermeister in Polnisch Crone, Christian Gottlieb Plath, 1803-1894, Superintendent in Schubin und Julius Plath, 1845-1937, Dr.phil., Lehrer in Roßleben, Regierungs- und Schulrat in Lüneburg. Prof. Dr. Karl Heinrich Plath, 1829-1901, war Oberlehrer an der lateinischen Hauptschule in Halle a.d.S. Von ihm und seiner Frau Johanne Bennemann sind alle Nachkommen berücksichtigt. Als besonders wertvoll erweist sich der erst jüngst übergebene Bestand zu Elsa Plaths Vater, Egon Langheinrich, 1891-1968, und seiner zweiten Frau, Elisabeth Wörner, 1903-1995. Egon Langheinrich war von 1927 bis 1963 Pfarrer in Gersfeld in der Rhön und hat hier zusammen mit seiner Frau ein bemerkenswertes Beispiel für protestantischen kirchlichen Dienst gegeben, für das der Bestand eine umfangreiche Sammlung an Originaldokumenten enthält.

Egon Langheinrich selbst wurde in Himmelkron, im Bezirk Berneck/Oberfranken, 1891 als Sohn des Pfarrers und späteren Dekans und Kirchenrats Johann Friedrich Georg Gottlieb Langheinrich, 1851-1910, und seiner Frau Dorothea Wilhelmine Emilie Marianne Hartwig, 1855-1931, geboren.

Nach der Volksschule in Pegnitz, dem Progymnasium in Öttingen im Ries, den humanistischen Gymnasien in Erlangen und dann in Ansbach begann er im Wintersemester 1910/11 mit dem Studium der Theologie in Erlangen bei Zahn, Bachmann, Jordan und dem Kunsthistoriker Haack. Schon im Sommersemester 1912 war er in Tübingen, aber ab Herbst 1912 setzte er das Studium zunächst in Leipzig fort, wo er die Professoren Ihmel, Kittel, Hauck und den Kunsthistoriker Smarsow hörte. 1915 ging er dann endgültig nach Tübingen, um bei Schlatter, Häring, Wurster und Seufferheld zu hören. In den Ferien erkundete er dem Drang seiner Zeit folgend mit dem Fahrrad Mitteleuropa vom Elsaß bis ins Fichtelgebirge und die Donau abwärts. Im August 1915 bestand er das erste theologische Examen in Ansbach, aber zugleich war im Mai 1915 sein älterer Bruder Ernst als Oberleutnant in Nordfrankreich gefallen. Der Weltkrieg, dessen Ausbruch sich im kommenden Jahr zum hundertsten Mal jährt, hatte auch Egon Langheinrich und seine Familie hart getroffen.

Im September 1915 hatte Egon Langheinrich die Stellung eines Präfekten am Pfarrwaisenhaus in Windsbach, Mittelfranken, erhalten. Zugleich unterrichtete er in den Gymnasialklassen 1 und 2 Religion und Geographie und in der 5. Klasse Geschichte. Im Februar 1916 mußte Egon Langheinrich bereits einrücken, und zwar als Militärkrankenwärter-Geistlicher in dem Kgl. Bayerischen Lazarettzug „König“. Für diesen Abschied malte ihm sein Schüler aus der 1. Klasse, Ernst Hopp, eine Reihe von fünfzehn Bildern auf Schulheftpapier im Format 16 x 21 cm. Diese Bilder spiegeln eindrucksvoll das damalige Erleben, auch von Schülern.





Zum Thema sind noch einschlägige Studien zu erwarten, verwiesen werden kann zunächst auf die Untersuchungen von Sonja Levsen, *Elite, Männlichkeit und Krieg. Tübinger und Cambridger Studenten 1900 – 1929*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2006 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 170), und Rainer Bendick, *Kriegserwartung und Kriegserfahrung. Der Erste Weltkrieg in deutschen und französischen Schulgeschichtsbüchern (1900 - 1939/45)*. Pfaffenweiler: Centaurus-Verl.-Ges., 1999 (Reihe Geschichtswissenschaft 46).

Am Nikolaustag 2012 feierte das (heutige) Johann-Sebastian-Bach-Gymnasium in Windsbach, heute bekannt vor allem durch seinen begeisternd singenden, international gefeierten Knabenchor, seinen 475. Geburtstag. OStR i.R. Hansjörg Dodenhöft hat aus diesem Anlaß eine Schulgeschichte vorgelegt: „Von der städtischen Lateinschule zum Johann-Sebastian-Bach-Gymnasium. 475 Jahre höhere Schulbildung in Windsbach“, erhältlich beim Sekretariat des JSBG (10 Euro). Erst 1898 war aus der städtischen Lateinschule ein Kgl. Bayer. Progymnasium geworden. Schon 1837 hatte Christian Philipp Heinrich Brandt, weil es um die Lateinschule „sehr traurig“ aussah, ein Pfarrwaisenhaus gegründet, das die Versorgung und Bildung sehr armer Pfarrwaisen ermöglichen sollte (vgl. www.jsbg.de/475Jahre). Die Privatschule und ihr erster Lehrer und Inspektor Theodor

August Wilhelm Ulmer waren der neulutherischen Erweckungsbewegung verpflichtet.

Das Personal und die Schüler des Jahres 1916/17 hat Melanie NN. aus Schwabach auf der Genealogen-Plattform „<http://www.ahnenforschung-bildet.de/forum/viewtopic.php?t=3275>“ im Januar 2011 mitgeteilt: Rektor war Johann Steinbauer, Lehrer waren Karl Brather, Leutnant Rudolf Kapeller, Dr. Christian Lehmann (im Heere), Pfarrer Gottfried Riedelbauch, Predigtamtskandidat Wolfgang Mayer, Aushilfsassistent Paul Bauer, Gustav Ebert, Aushilfsassistent Jakob Sohn und Professor Dr. Hans Tempel, weiter Reallehrer des Französischen Dr. Benno Hein, der Lehrer für Katholische Religion, Pfarrer Joseph Krämer von Mitteleschenbach, der Lehrer für israelische Religionslehre Abraham Hubert, der Lehramtskandidat für Deutsch, Geographie und Geschichte Friedrich Alt, als Lehrer für Deutsch stud.phil. Hermann Koller, der Volksschullehrer Emil Kofler, der Hauptlehrer und Kantor August Roscher und der Musikmeister und Lehrer für Violine Michael Patutschnick, der bereits Träger des Eisernen Kreuzes war.

Von den oberen Klassen waren bereits einige Schüler der Jahrgänge 1898 und 1899 ins „Heer eingetreten“ und Soldat geworden. Der Lehrer Christian Lehmann war ebenfalls im Kriegseinsatz. Schon im Schuljahr 1916/17 waren die folgenden Schüler und ehemaligen Schüler in den Vorjahren des Weltkriegs gefallen: Konstantin Fichtbauer, Max

Sommer und sein Bruder Hans Sommer, Hermann Wachter, Walther Kern, Richard Lang, Rudolf Bete, Ludwig Kern, Otto Winter, Bernhard Ruckdeschel, Karl Winter, Christian Küspert, Oskar Spiegel, Wilhelm Bolt, Moritz Weickmann, Erich Bergler.

Ernst Hopp ist in DorfKemmath am 18.10.1904 geboren. Sein weiteres Schicksal bedarf noch der Aufklärung. Johann Ludwig Friedrich Theodor Hopp, 1824 zum Pfarrer auf Burk im Dekanat Wassertrüdingen berufen, könnte sein Großvater gewesen sein. Pfarrer Hopp hat mit seinen Kollegen Bauer und Lotzbeck und den Kirchengemeinden Ammelbruch, Beyerberg und Burk am 25. Juni 1830 in dem zu Burk gehörigen Matzmannsdorf ein Augustana-Denkmal in Erinnerung an das Augsburger Bekenntnis errichten lassen. Seit 1980, dem 450jährigen Jubiläum der Confessio Augustana, wird an dem Denkmal wieder regelmäßig Gottesdienst gefeiert (vgl. <http://www.langfurth.de>). Einer der Söhne von Theodor Hopp war Carl Hopp, der mit 13 ½ Jahren 1838 die Technische Lehranstalt in Nürnberg besuchte. Ein weiterer Sohn Moritz Wilhelm Franz Hopp war 15 ¾ jähig in Ansbach 1842/43 Schüler der Landwirtschafts- und Gewerbeschule in Ansbach. 1847 wird Pfarrer Hopp nach Pfofeld und 1857 nach Hechlingen, Dekanat Dittenheim, versetzt. Vermutlich eine ältere Schwester von Ernst Hopp war Laura, * 1897 in DorfKemmathen und ein Bruder war Julius Hopp (* DorfKemmathen 1899, + 1977), der später ebenfalls Pfar-

rer wurde (vgl. die CD-ROM Index personarum. GFF-Personendatenbank/Forscherkontakte, 2011).

In etwas ungelenker Formulierung aber erstaunlich reifer Schrift schreibt Ernst Hopp auf eines der Blätter von zehn farbigen Tuscheskizzen und acht Bleistiftzeichnungen: „Es grüßt sie herzlich Ernst Hopp / hoffentlich freut sie die Zeichnungen recht“. Weiter notiert er auf der gleichen Seite: „Die zweite Zeichnung: die Russen auf dem Rückzug mit einem Verwundetenauto (-) da vorn das Tier soll einen Hund vorstellen, auf welchen sich ein Russe setzen wollte. – Die dritte Zeichnung: vor der Schlacht, wie noch alles schön ist. – Die erste Zeichnung soll vorstellen, ein verlassenes Lager, ein Offizier hält bei einem Toten die Totenwache – auch ein Verwundeter ist dort.“ Eine zweite rückseitige Eintragung enthält den Text: „Diese Zeichnung soll vorstellen die Franzosen hielten sich in dieser Kirche auf und in diesem Hause. Die Franzosen hüpfen aus den Fenstern weil Kirche und Haus brennt, von Luftschiff und Flieger bombardiert; Sind sie herzlich begrüßt Ihr dankbarer Schüler Hopp.“ Über eine Zeichnung schreibt E. Hopp: „Sanitätsdienst im Weltkrieg 1916“ und darunter: „die Flucht der Franzmänner vor den Deutschen und deut. Fliegern“ Auf den Bildern sind Luftschiffe, Flugzeuge, Motorräder, frühe Formen des Panzers, Kampfschiffe, Haubitzen abgebildet. Auf den Gräbern steht: „den tapferen / Helden 1914/15/16“, „Helden“, „Heldengrab...“, „Hier Ruhet...“ „Held / Fritz Maier“, „Leutnant Heer“. Im Februar 1916 wurde Egon Langheinrich als Feld-



geistlicher und Sanitäter eingesetzt. Aber schon im März wurde er wegen schwerer Diphtherie-Erkrankung entlassen und war nach der Heilung erneut in Windsbach tätig. Im Oktober übernimmt er eine Stelle als Privatvikar bei Senior Horn in Möttlingen/Ries. Am 2. Februar 1917 wurde er in St. Gumbert in Ansbach ordiniert und im März 1917 wurde er erneut als Feldgeistlicher eingezogen, diesmal zur 16. bayerischen Infanterie-Division. Er erlebte die Kämpfe in Flandern, Arras, Oise-Aisne, an der Marne und an Maas-Mosel. Neben dem EK 2 wurde er am 2.11.1917 mit dem Militär-Verdienst-Orden 4. Klasse mit Schwertern am Band ausgezeichnet. Allerdings standen ihm die schwierigeren Jahre nun noch bevor. Zunächst blieb er 1919 in Ansbach ohne Verwendung. Nach einem Übertritt in die Landeskirche Hessen-Kassel, erhielt er am 1. März 1919 die 2. Pfarrstelle in Tann/Rhön. Schon am 9.11.1918 hatte Egon Langheinrich Heinrike Binder aus Ansbach in Rappoltsweiler im Elsaß geheiratet. Sie war die Tochter des Kommerzienrats Georg Binder und der Anna Maria Kirchdorfer. In Tann kam 1920 die erste Tochter Gertrud zur Welt. Allerdings starb Heinrike Langheinrich in jungen Jahren im August 1927 in Tann nach der Geburt eines Sohnes, der auch verstarb. Gerade am 1. Mai 1927 war Egon Langheinrich auf die Pfarrstelle nach Gersfeld gewechselt und hatte hier auch die Leitung der Höheren Privatschule übernommen. So war es ein Glück für ihn, daß er in Gersfeld Elisabeth Wörner kennenlernte, die ihre Mutter zur Kur nach Gersfeld begleitete. Sie war die Tochter des Brauereidirektors Friedrich Wörner und der Wilhelmine Meyenschein und in Berlin ausgebildete staatl. geprüfte Organistin und Chordirigentin. An der Seite von Egon Langheinrich ent-



faltete Elisabeth in Gersfeld eine Fülle kultureller und sozialer, vor allem musikalischen Aktivitäten. Zu deren Höhepunkten gehörte ein von Elisabeth Langheinrich 1935 verfaßtes Jubiläums-Festspiel für die Gersfelder Kirche zu deren Gründungsjubiläum. Dieses Festspiel wurde 1960 und 1985 unter der Leitung der nun 82jährigen Autorin nochmals aufgeführt. Auch dieses Dokument wie viele andere im Bestand „Plath-Langheinrich“ im IPG lassen sich für die schwierige Zeit der Auseinandersetzung von Familie Langheinrich mit dem nationalsozialistischen Regime auswerten – eine lohnende Aufgabe.

SCHRIFTLEITUNG: Institut für Personengeschichte, 64625 Bensheim, Hauptstraße 65, Tel. 06251-62211, Fax 06251-62271, e-mail: institut@personengeschichte.de

Layout: L. v. Lehsten, Abb. alle IPG und Christiane Buhl (S. 5 bis 16), falls nicht anders vermerkt.

Werden Sie Mitglied im Förderkreis der Stiftung für Personengeschichte, erhalten Sie regelmäßig das ARCHIV FÜR FAMILIENGESCHICHTSFORSCHUNG, werben Sie Mitglieder und Förderer für den Förderkreis der Stiftung für Personengeschichte und die Arbeit im Institut! Herzlichen Dank.

Konto des Förderkreises der Stiftung für Personengeschichte: Sparkasse Bensheim, BLZ 509 500 68, Kto. 501 33 47. Der Förderkreis ist vom Finanzamt Bensheim unter der Steuernummer 05 250 56777-VI/1 zuletzt am 20. Okt. 2011 als förderungswürdig für wissenschaftliche Zwecke (§ 52 Abgabenordnung) anerkannt worden.